

Fische fangen

Anna Felnhofer

Man muss ihn, das weiß er, prügeln, muss ihn so weit in den Schmerz hineinprügeln, so fest auf ihn eindreschen, so lange alles Weiche, Warme aus ihm herausdreschen, bis man an das herankommt, was seine Mitte stellt; ein siebzehn Jahre lang gehämmerter Klumpen ist sie, eine kalte Lanze jetzt. Womit er nicht gerechnet hat, das ist der Zug am Hosenbund. Einer zieht, der andere zerrt, ein Dritter dreht ihn bäuchlings in den Dreck. Und während die Einzelheiten einer ansonsten trivialen Umgebung – da ist die Rückfront der Schule, da der Hinterhof, dort die Container, der Efeu, das Depot, alles bekannt – während also die einzelnen Bestandteile dieser Kulisse Schlag auf Schlag hinter dem sechshändigen Angriff zurücktreten, bleibt ihm nur, zuzusehen. Keine Hoffnung auf Bewusstlosigkeit, ja nicht einmal darauf, dass man doch noch versuchen könnte, ihn dorthin zu befördern.

Man hält ihn, so scheint es, mit Absicht wach.

Ein von Wind und Wetter geschliffener Tag ist es, schiefergrau, mit springenden Schatten und spiegelnden Straßen. Dazu der unerbittliche Regen, kurze, kalte Schläge gegen die Haut, aber das gibt nicht den Ausschlag, der Schmerz wächst anderswo. Wieder war es rammelvoll gewesen auf dem Platz vor der Schule, wieder waren da die vielen glatten Gesichter gewesen, die meisten schon halb auf dem Sprung, und wieder war da die dauernde Angst gewesen, dass unter den vielen, den viel zu vielen Unbestimmten, drei Bestimmte auf ihn lauern könnten. Über die Köpfe tastete ein vergeudeter Blick, und sein Hirn machte, was jedes Hirn in so einer Situation macht. Eilig rechnete es, was es für das Wichtigste hielt, aus dem Anblick heraus, kalkulierte, klassifizierte, kombinierte es zuerst in der einen, dann in einer anderen Weise, um sich dann doch einigermaßen resigniert zwischen Mund, Nase und Augen einzupendeln; zwischen diesen drei Punkten, die sich ihm, was er auch anstellte, nie zu etwas anderem verbinden wollten als zu der banalsten aller trigonometrischen Figuren. Trotz seiner siebzehn Jahre und trotz des Vorrats an Erfahrung konnte er an diesem Nachmittag nur wiederholen, was er längst wusste und was ein anderer irgendwann über seinesgleichen geschrieben hatte, es war die alte Geschichte: Es empört sich ein Fisch, der gefangen werden will, über die Unzuverlässigkeit der Netze.

Wieder stellt sich ein Herbst ein, und damit die bekannten Griffe und Gedanken, alles von vorn, nur ein Jahr älter. Ungeachtet dessen lässt er sich nach hinten kippen, spannt an, schaukelt sich mit dem Stuhl auf einen Punkt ein und verharrt so in diesem Weder-Noch. Alle

Fehler, die man machen kann, denkt er und beobachtet das kuriose Pausenspiel seiner Klassenkollegen, dieses Hin und Her, das Verstecken und Zeigen, das Erkennen und Verkennen, all die raffinierten Ausdrücke gegenseitigen Gewährwerdens. Man hat einander lange nicht gesehen und trifft nun, wie jedes Jahr, nach einem geräumigen Sommer auf lauter Fremde. Jeder will dabei in seiner Eitelkeit, von den anderen erkannt zu werden, unterstützt sein. Kurz vor dem Läuten zur Stunde lässt er sich nach vorn kippen, zum Tisch hin, stützt die Ellenbogen auf, legt das Gesicht in die Hände und atmet, wie er es gelernt hat, die Angst weg. Alle Fehler, denkt er, die man machen kann, hat er gemacht, das werden auch diese vierundzwanzig Köpfe nicht vergessen haben, trotz Ferien und Fremde.

Zwischen einem Schmerz und einem anderen fragt er sich, im Dreck liegend, was seine Peiniger wohl mehr gegen ihn aufbringt – dass er Tag für Tag vorgibt, ein anderer zu sein, oder dass er das so ungeschickt tut. Aber noch bevor er ihn fertigdenken kann, ist der Gedanke weg, und er lässt zu, dass man ihn weiter auszieht, dass man ihn in einer fachkundigen Vierpunktfixierung verankert, dass man, da die alleinige Muskelkraft nicht das erwünschte Ergebnis bringt, nun auch Stangen, Stecken und allerlei Drahtgeflecht zu Hilfe nimmt, und ihn nicht mehr nur von außen, sondern auch irgendwie von innen zu bearbeiten beginnt. Es hatte, das bleibt unbenommen, nicht viel gebraucht. Ein Stoß, gezielt gesetzt, und schon war er vom Vorplatz der Schule in diesen rückwärtigen Hof bugsiert worden, und dort wohlweislich hinter die Container. Auch das Weitere war ohne Not gelungen – gelingt noch. Man hat leichtes Spiel mit einem, der nicht im Stande ist, dem Feind ein Gesicht zu verleihen.

Wie er es erfährt, und wann, er weiß es nicht, aber jedes Mal, wenn er ein Gesicht betrachtet, ist da zunächst, ungeachtet seines Willens und der Wiederholung, immer nur ein Mund ohne Gegend. Dann, über weite Strecken, nichts, bis hin zur Nase, auch sie ohne Gegend. Und nach einem dritten Nichts sind da die Augen im Zwillingsspaar. Am Ende liegt das Gesicht, als wäre es mit Wucht in ihn hineingeschleudert worden, zerschlagen da, hier der Mund, dort die Nase, drüben die Augen, beliebig zu bewegen und immer durcheinander. Zuweilen sammelt er die Einzelteile ein, hält versuchsweise eines ans andere und streut sie dann doch wieder verärgert aus. Nichts anderes als Versatzstücke sind sie. Mund. Nase. Augen. Jedes für sich und niemals im Verbund.

Ein Mund aber, das weiß er, macht noch keine Person.

Wenn morgens die Hoffnung da ist, weil er sie nicht schnell und nicht sorgfältig genug in sich vernichtet hat; wenn er daher die Küche betritt wie einer, der das für sich ohne

Weiteres in Anspruch nehmen darf und dann doch zögert, als müsse er erst den Wink abwarten; wenn er sich auf die Fensterbank setzt, der fremden Frau in einem sorgfältig ausgemessenen Abstand gegenüber, der Tisch wohlweislich zwischen ihnen; wenn er die Schüssel mit dem Müsli und die Tasse Kaffee so anordnet, als läge allein in der Ordnung schon ein Heil; wenn er dann zu der Frau hochsieht, flügelschnell, ein wohldosierter Blick, und sich versichert, dass sie da sitzt, wie sie immer da sitzt, morgens wie abends – die Beine überschlagen, der Körper in sich eingefallen, der Kopf auf der Brust, eine Hand um die Flasche, die andere ums Glas – und den Geruch der Nacht ausströmt, als gäbe es keinen Anstand und keine Scham; wenn er diese Frau schließlich, weil er es nicht mehr aushält, länger betrachtet als ihm zusteht, wenn er sie fixiert, wie man seine Beute fixiert, wenn er den Blick geradeheraus und gründlich in sie hineinbohrt, nun schon ohne Hoffnung, passiert es, dass die Mutter den Kopf hebt.

„Halt!“, sagt plötzlich einer von den Dreien. Es ist das erste Wort, das an diesem Nachmittag fällt. Ein Versehen vermutlich, ein Moment der Unachtsamkeit, möglicherweise Übermut. Im Grunde wissen sie so gut wie er, dass das, was mit ihren Gesichtern gelingt, mit den Stimmen misslingen muss. An ihren Stimmen würde er sie, das steht außer Frage, auf Anhieb erkennen. Ihre Gesichter aber können sie ihm hinhalten (und tun es auch), so oft sie wollen, so nah sie wollen, so sehr es ihnen beliebt und jedenfalls in einer Art, wie man sein Gesicht einem Menschen nur dann hinhält, wenn man sicher ist, es vor ihm wahren zu können.

Jemand ist eine Person und dann ist er sie nicht mehr, das erträgt kein Mensch.

Jeden Mittag steht die Mutter im Vorraum des Kindergartens, an der Schwelle zur Garderobe, und wartet, ebenso wie die anderen Mütter, auf das Kind, das ihr nach einem langen, flachen Vormittag nun wieder zusteht. Aber das Kind kommt nicht. Es lässt alle anderen Kinder vor, tritt auf der Stelle, kaut an den Fingern, beißt sich auf die Lippe und scheint für alle Zeiten in dieser unentschlossenen Haltung verharren zu wollen, bis ihm die Tante endlich den Schubs gibt. Kaum in die Richtung gestoßen, geht das Kind ihr zaudernd nach, aber da ist es schon zu spät und der Schwindel aufgefliegen. Dass die Mutter ihm ins Gesicht schlägt, auf der Straße, als die Tante aus dem Blick ist und sie beide alleine sind, ist nur folgerichtig. Wie es im Übrigen auch folgerichtig ist, dass sie es jahrelang ausschließlich auf sein Gesicht abgesehen hat; dass sich ihre Bestürzung immer nur an seinem Gesicht abarbeitet; dass sie davon nicht ablässt, sondern unablässig daran haftet, als liege darin ein

Versprechen. Dabei hat sie recht. Am Gesicht entscheidet es sich. Am Gesicht gedeiht die Gemeinschaft, am Gesicht vergeudet sie sich.

Alles an seiner Kindheit ist gleich, jeden Tag, und immer von neuem, eine ermüdende Abfolge von Ereignissen, von denen er nicht weiß, warum sie begonnen haben und wann. Wiederholt fällt er in diesen Jahren auf eine Erfahrung zurück. Er schleicht an einer Art Rand umher, ohne zu wissen, ob diese Grenzziehung ein Innen vor einem Außen bewahrt oder umgekehrt ein Außen vor einem Innen, oder ob ein solches Arrangement überhaupt dem Schutz dient und nicht etwa aus einer unbestimmten Laune heraus entstanden ist. Er drückt sich an diesen Rand wie an eine Wand, schiebt sich daran entlang und blickt auf das Treiben dort drinnen. Er sieht, dass es die Kinder überall, ob in der Klasse, auf dem Pausenhof oder am Sportplatz, wie von Bändern gezogen ständig in eine bestimmte Form schnalzt. Sie laufen zusammen, drängen und drücken sich aneinander, stellen sich eng an eng und bilden in jeder nur erdenklichen Konstellation diese nach außen hin kompakte, abweisende Traube. Einige Male wagt er den Vorstoß, verliert entschieden und versucht es dennoch wieder. Er will gesehen werden. Will erwidert werden. Keine andere Wahl hat er. Um es aufzugeben, müsste er einiges ablegen, vieles vergessen und alles in sich abtöten, das kann kein Kind.

Mit zehn Jahren setzt er sich an seinen Schreibtisch und arbeitet die ganze Nacht gegen die Angst an. Vor ihm liegt das Blatt, ein gepresstes, gebleichtes, auf zweihundertzehn mal zweihundertsiebenundneunzig Millimeter zugeschnittenes Stück Zellstoff. Einer der langen Ränder teilt das Rund der Lampe in zwei Teile, und darin, in der helleren Portion, arbeitet sein Finger. Nacht für Nacht fährt er die Spalten und Reihen ab, von oben nach unten, von links nach rechts, den Umfang der Tabelle und ihr Innenleben umkreisend, dies unter der Annahme, dass er der Aufeinanderfolge von Zeile auf Zeile und Spalte auf Spalte irgendeine Art der Systematik abringen kann, einen Rhythmus, Reim, Reigen, nichts anderes bleibt ihm in seiner Lage.

Vornweg, in der ersten Zeile, steht, von Beginn an, *sie* – die mit dem sauren Atem, den knotigen Fingern und den schweren, schlampigen Füßen. Die der Vater eines Tages hat sitzen lassen und die seither so sitzen geblieben war – auf seinem Vermögen, seinem wahnwitzigen Entwurf für ein Leben zu zweit, und auf dem Kind. Die nun schon seit siebzehn Jahren so dasitzt und sich sitzend eingepasst hat in die Form, die ihr der Vater vorgegeben hat, während sich zugleich die Form an sie angepasst hat; und aus all dem ist, wie zu erwarten, eine Zwangslage entstanden, eine Verpflichtung nicht nur sich selbst, sondern

auch ihrem Lebenslauf gegenüber. Unterdessen ist, von ihr unbemerkt, aus dem Kind eine Person geworden, und diese hat aufgehört, wie alles aufhört, das Kind der Mutter sein zu wollen.

Was er in den Nächten notiert, ruft er sich untermits in Erinnerung. Ein schlichtes Prinzip ist es: In der ersten Spalte der Name, in der zweiten ein Merkmal, in der dritten ein weiteres, in der vierten gegebenenfalls noch eines, und zuletzt die Notizen. Alles in allem drei Merkmale, aus denen sich in allen Lagen, so seine Hoffnung, die dazu passende Person ableiten ließe. Wie ein Netz wirft er diese Systematik über den Kindern, Lehrern, Nachbarn, ja, selbst über seiner erweiterten Familie aus, und für einige heitere Wochen scheint es, als könnte er sich tatsächlich für einen anderen ausgeben. Bald aber stellen sich die ersten Rückschläge ein. Eine neue Frisur, eine frische Narbe, Pickel, Sommersprossen, Ohringe, jede noch so kleine Veränderung bringt dieses zärtlich gebaute Gerüst ins Wanken. Er lernt, dass es keine Dauer gibt, und keinen Verlass. Er prüft die Liste, radiert, korrigiert, ersetzt und erneuert, und kommt doch nie ganz hinterher. Zugleich, das weiß er, hat er sich von ihr längst abhängig gemacht. Jeden Morgen faltet er sie aufs Neue zusammen und trägt sie so bei sich, wie man eine Waffe tragen würde.

„Halt“, sagt also einer der Drei. Es ist ein Einfall, er kommt schnell. Erneut wendet man ihn, ein Stück Fleisch, mehr, das leuchtet ihm ein, ist er nicht in dem Moment. Aber auch von dieser Einsicht gleiten seine Gedanken ab, springen umher, und wie nebenbei bemerkt er, dass etwas aus seiner Verankerung gekippt ist. Der Tag, das sieht er, ist es nicht; unbeirrt schält sich der Efeu aus der Mauer, und der Regen zeichnet die übliche Schraffur. Ihm ist kalt, nackt wie er ist. Sein Schlottern, denkt er, wird ihnen eine Abwechslung sein, ebenso wie das Blut, das ihm über die Beine zieht. Wenn er Glück hat, werden sie sich damit begnügen. Zugleich tun sie natürlich, das weiß auch er, was sie tun müssen. Ein Rad greift in ein anderes, Zähne klicken aufeinander, gleiten gegeneinander ab, und treiben auf diese ihnen innewohnende Art den jahrmillionenalten Mechanismus an. Würde man sie vor die Wahl stellen, würden sie es wieder tun, in ebenjener apparatgleichen Perfektion und Zweckmäßigkeit, nichts anderes können sie. Und auch er nimmt seinen Platz ein, spielt die Rolle, auch er hält, wie das Skript es vorsieht, still, erträgt sein Schicksal und ist dankbar, dass nichts anderes von ihm erwartet wird als dieses eine: dass er das Opfer wird, das er ist.

Wie das in Wahrheit mit dem Fisch gewesen war, damals, als man ihn, ein Kind noch, unter vielen im Ferienlager als den Einzigen auserwählt hatte und mit ihm bis zu jener Stelle

am Wolfgangsee hinausgefahren war, die, wie man sagte, die tiefste sei; ob das Wasser dunkel gewesen war und sich die Sonne darin gebrochen hatte, ob die Langleinen senkrecht hinuntergegangen waren oder ob man die kürzeren, das Wasser im spitzen Winkel schneidenden Angelschnüre verwendet hatte, er weiß es nicht mehr. Er weiß nur, dass da diese festgefügt Torpedos gelegen waren, alles Leichname in wechselndem Couleur, grün und gelb am Rücken, silbrig am Bauch, und quer über die Flanke war, in einem hohen Bogen, eine helle Linie verlaufen, die den Rumpf in zwei Hälften geteilt hatte. Dazu die Erinnerung an den Todeskampf, jedes Mal, wenn der langgestreckte Schädel durch die Oberfläche brach, wenn der Metallhaken in den Kiemen schlug, wenn der Leib, kaum mit der Luft in Kontakt gekommen, erstarrte und sich kurz darauf einem verzweifelten Winden und Werfen hingab; es war armselig, es nahm kein Ende und schien auf ewig so weitergehen zu wollen, bis sich jemand endlich der qualvoll Sterbenden erbarmte. Ein knapper, kraftvoller Schlag brachte die ersehnte Ruhe.

Aus ihrem Sitzengebliebensein erhebt sich die Mutter plötzlich.

Schon ist sie die Anrichte entlanggegangen, bis zum Regal und dieses entlang zu den Flaschen, und unter den Flaschen, er sieht es, ist die nächste herausgezogen. Randvoll gießt sie sich das Glas ein. Der Wein wölbt sich über jenen Punkt, an dem die Spannung endlich zu zerreißen verspricht. Da stolpert die Mutter, und weil die Jahre nicht nur jeden Willen abgetötet haben, sondern auch alle Reflexe, fällt sie ungebremst, mit dem Gesicht voran, auf die Fliesen. Als er mit dem Tuch zur Stelle ist, liegt sie in ihrem Blut, ohne sich zu rühren. Er tupft ihr die Stirn, die Wangen und das Kinn ab, tupft rund um dieses verfluchte Dreieck aus Mund, Nase, Augen herum und ist erleichtert, als sich darin etwas rührt. Er will ihr sagen, was er jetzt weiß, will ihr sagen, dass er versteht, dass es, genauso wie es auf eine falsche Geste keine Gegengeste gibt, auch keine Gemeinsamkeit ohne Gesicht geben kann. Das will er ihr sagen, während sie sich aus ihrer Ohnmacht arbeitet, und tut es nicht. Tupft stattdessen, ohne hinzusehen, breithändig über ihr Gesicht und tröstet sich mit dem Gedanken, dass es ohnehin zu spät sei für derlei Einsichten.

Vormittags, als der Regen gegen die Scheiben schlägt und man im Klassenzimmer die Jacken überzieht, trifft ihn die Abwesenheit wie ein Schlag. Schubartig schaltet der Körper in den Alarmzustand. Er durchsucht den Rucksack, das Fach, die Manteltaschen, durchsucht alles einmal, zweimal, dreimal, und als auch der vierte Suchvorgang kein Ergebnis bringt, bricht ihm der Schweiß aus. Dabei hilft es auch nicht, dass, aufgeschichtet, als ruhiger, immergleicher Stapel, der Schultag vor ihm liegt. Als sie in Biologie die Bedeutung der

tierischen Maske durchnehmen, und insbesondere deren Rolle für den Schutz durch Nachahmung (der Fälscher erhält durch die Fälschung einen frivolen Vorteil gegenüber seinem Gegner, und so weiter), springt die Ahnung in eine Gewissheit über. Und als der Lehrer das Gesicht eines Dackels und dasjenige eines Waschbären auf die Wand wirft, eines nach dem anderen, um zu unterstreichen, was er mit dem Begriff der Mimikry hat ausdrücken wollen, ist es eine Tatsache. Er ist bestohlen worden.

Was neu ist, ist das Lachen. Sie müssen, denkt er, und es strengt ihn mehr an als alles Vorherige, doch noch dorthin gelangt sein, wo er ihren Zugriff nicht erwartet hatte. Seine Mitte ist verraten, die Lanze gebrochen. Aber er friert nicht mehr, schlottert nicht, ist zu nichts im Stande, als diesen einen, immerwährenden, erbarmungswürdigen Laut von sich zu geben. Unterdessen tönt es um ihn herum in einer bemerkenswerten Heiterkeit. Knatternd fahren Lachsalven aus drei Kehlen. Und bevor er es begreift, hört er das Gelächter plötzlich nicht mehr nur aus drei Richtungen, sondern aus vieren. Tatsächlich. Nicht nur die Drei lachen jetzt. Ein Weiterer muss sich dazugesellt haben. Mit Mühe dreht er den Kopf und versucht ihn zu sehen, diesen Vierten, der, wie es scheint, mit einer unerhörten Freude in das Lachen einstimmt.

Außer Zweifel stand an jenem Nachmittag der letzte Fisch. Als man ihn aus dem Wolfgangsee hob, dämmerte es bereits, und die Schuppen glänzten wie Quecksilber. Das Tier verhielt sich, wie sogleich auffiel, anders als die Artgenossen. Es ließ sich, als man es aus dem Wasser zog, zur Überraschung aller ziehen. Es ließ sich heben, ließ sich wenden und wiegen und waschen, ließ all das über sich ergehen und schien noch nachzuhelfen. Den Haken in der Schläfe, den Köder im Maul, harnte das Tier, so schien es, unbeeindruckt dem Tod. Es ertrug die Gewalt, ertrug den Schrecken und das Ende, ertrug alles in Würde und ohne Widerstand. Hatte es Schmerzen, so versteckte es sie gut. Die Gewissheit stellte sich ein, als alles vorbei war und es endlich neben den anderen lag. Er trat heran und streckte die Hand nach ihm aus. Seine Finger strichen über die kraftlos flappenden Kiemen, und er begriff, dass dieser Fisch es mit all den lächerlichen Möglichkeiten, die dem begrenzten Repertoire eines Fisches zur Verfügung standen, darauf angelegt haben musste, gefangen zu werden.

Ungeachtet der Schmerzen lacht auch er jetzt.

Er denkt an den Wolfgangsee, an den Fisch und seine Würde in den letzten Augenblicken. Er ist wach, ist durch und durch vorhanden, und hat keinen anderen Wunsch, als diese unglaubliche Gegenwart zu viert, an diesem unmöglichsten aller Orte zu zerlachen.

Er ist der Vierte im Bunde, der sich weglachen, sich reinlachen, sich freilachen will von seinem lebenslangen Unvermögen und von seiner nutzlosen Systematik; er sieht die Liste jetzt aus dem Augenwinkel, von den Dreien gründlich in den Dreck getreten. Er lacht genauso wie sie lachen, und für einen winzigen Moment, jene nichtige Zeitspanne, die das Gehirn braucht, um die Veränderung im Außen zu registrieren und den Befehl zu senden, damit die Kehle stillsteht, der Mund schließt und das Lachen schluckt, für diesen winzigen Augenblick, den Bruchteil einer hellen, heiteren Sekunde, lacht er *mit* ihnen.

Näher, das weiß er, wird er ihnen nicht kommen.